

# erhalten & gestalten

Diözesanbauamt  
Eichstätt:  
modernes Bauen  
im Bestand



# Gestern, heute und morgen



- 3** Auf Abstand  
Die Eichstätter Aula  
am Graben wird  
Teilbereichsbibliothek  
der Universität



- 6** Gebaute Bescheidenheit  
Karmel, Wemding



- 10** Kontrastreiche Verbindung  
Orbansaal, Ingolstadt



- 12** Respekt vor Qualitäten  
Karl Frey und das  
Diözesanbauamt



- 14** Alte Schale, neuer Kern  
Rechenzentrum Eichstätt



- 15** Fromme Einkehr  
Wallfahrts- und Diözesan-  
jugendhaus Habsberg



- 16** Geschichte sichtbar  
machen  
Zwei Wohnhäuser  
in Eichstätt

Das Bistum Eichstätt ist unter Architekturkennern zum Synonym für kongeniales Zusammenfügen historischen Baubestandes mit neuen Bauten und neuen Nutzungen geworden. Schon im Barock, in dem wesentliche Bauten der Bischofsstadt entstanden, schätzte man die architektonische Qualität, die Querverweise und Bezüge zwischen den einzelnen Bauten. Der Respekt vor dem Bestand zieht sich wie ein roter Faden durch die bauliche Geschichte Eichstätts, das Miteinander aus Alt und Neu macht den Ort nicht zu einer Stätte musealen Bewahrens, sondern der lebendigen Auseinandersetzung. Karljosef Schattner, jüngst 80 Jahre alt geworden, prägte über 35 Jahre die Architektur der Diözese und verhalf ihr in Fachkreisen zu höchstem Ansehen. Sein Nachfolger Karl Frey, seit 1992 im Amt, führt die Tradition einerseits nahtlos fort, setzt aber bewusst eigene Schwerpunkte und Zeichen. Unter seiner Ägide entstanden zahlreiche höchst eindrucksvolle Neubauten, Erweiterungen und Umnutzungen, denen diese Ausgabe von *erhalten & gestalten* gewidmet ist. Formale Reduktion, Klarheit der Konzeption und die Erkennbarkeit moderner Elemente kennzeichnen das Freysche Architekturverständnis, das stets mit einer städtebaulichen Analyse die Situation vor Ort klärt und erst dann in die konkrete Planungsarbeit übergeht. Ein Vorgehen, das geeignet ist, Altes durch Neues in seiner Originalität zu steigern und dessen Bedeutung für den Ort, für die Identifikation und die kulturelle Eigenheit zu unterstreichen. „Wir denken die Geschichte weiter“, so Karl Frey. Wie, das zeigen die Beispiele auf den folgenden Seiten.

## IMPRESSUM „erhalten & gestalten“

Herausgeber: KEIMFARBEN GmbH & Co. KG,  
Keimstraße 16, 86420 Diedorf, [www.keimfarben.de](http://www.keimfarben.de)  
Verlag: mk Fachverlag für Kundenmagazine GmbH,  
Max-von-Laue-Straße 9, D-86156 Augsburg  
Texte: Gabriele Betz  
Bildnachweis: Carl Lang, Gelbelsee,  
Werner Prokschi.



# Auf Abstand

Fürstbischöfliche Rösser, Knabenchöre, Theateraufführungen – die Eichstätter Aula hat in ihrer 300-jährigen Geschichte vieles gesehen. Mit den Büchern ist nun Ruhe eingeleitet und die Umnutzung zu einem modernen Lesesaal erweist sich einmal mehr als Paradebeispiel gelungener Architektur.



Respektvolle Distanz: Ähnlich einem autarken Modul ist der Lesesaal in die historische Raumschale der Aula eingestellt. Die Wandpaneele halten Abstand, aber der Blick schweift ungehindert über die wiederhergestellte Stuckornamentik.

Viele der historischen Bauten, die der Universitätsstadt Eichstätt auch heute noch ihr heiter-barockes Gepräge verleihen, sind eng mit dem Namen Gabriel de Gabrieli verbunden. Der fürstbischöfliche Hofbaudirektor entfaltete von 1715 bis zu seinem Tod im Jahr 1747 ein reiches Schaffen, wozu auch die Anlage der ehemaligen fürstbischöflichen Hofstallungen samt Reitschule zählt. Die weitläufige Vierflügelanlage umschloss einen großen Hof. Der Südflügel, die heutige Aula, war die Reithalle, im Nordflügel befanden sich die Wohnungen von Stallmeister und Leibkutscher. Schmale Längstrakte verbanden die beiden Gebäuderiegel.

Mit der Säkularisation kamen mehrere Eigentümerwechsel, bis Mitte des 19. Jahrhunderts der Südflügel sowie Teile des Hofes und des Ostflügels dem damaligen königlichen Gymnasium käuflich überlassen wurden. Einem neobarocken Anbau im Innenhof folgte 1903/1904 der Umbau der Aula zu einem repräsentativen Fest-, Konzert- und Turnsaal. Aus dieser Zeit stammen die neobarocke Putzgliederung, der überhöhte Sprenggiebel auf der Ostseite und die großen Rundbogenfenster. Der Innenraum erhielt eine neubarocke Stuckdekoration und eine vorgeblendete Wandgliederung.

Bis 1977 diente die Aula schulischen, danach universitären Zwecken. Die Umnutzung zu einem Lesesaal setzt den vorläufigen Schlusspunkt einer wechselvollen Geschichte. Die aktuelle Nutzung als eine von vier Teilbereichsbibliotheken der Katholischen Hochschule begann 1996, nachdem die Aula in einen Lesesaal verwandelt und durch einen Magazinanbau ergänzt wurde. Der Umnutzung lag eine umfassende Sanierung zugrunde, die nicht nur die Restaurierung der historischen Ornamentik einschloss, sondern auch die im Lauf der Zeit willkürlich hinzugekommenen Anbauten entfernte. Parallel kamen die Elemente der neuen Nutzung hinzu: Funktionsmodulen gleich in den historischen Rahmen eingestellt, formal deutlich abgegrenzt und dennoch den Bezug durch das Respektieren des Umfelds herstellend. So ist der Lesesaal ähnlich einer autarken „Wanne“ in die Aula eingestellt, Wandpaneele mit integrierten Regalen und Zeitschriftenfächern umrahmen die in Querrichtung aufgestellten Tischreihen mit den 56 Arbeitsplätzen. Die Oberkante der Paneele ist knapp unterhalb des Stuckgesimses, zwischen Wand und Paneel eingebaute Uplights sorgen für eine indirekte Ausleuchtung des Saals und setzen die wiederhergestellte Ornamentik in ein reizvolles Streiflicht. Der Blick nach oben zeigt ein neu installiertes Deckenfeld, eingepasst mit Abstand zur Stuckvoute und zur eigentlichen Decke. Weiß gefasst wie die Umfassungswände, nimmt die Akustikdecke Bezug zum Bestand, durch die strenge Orthogonalität distanziert sie sich jedoch gleichzeitig. Dieses Prinzip der Scheibe findet sich auch auf der Rückwand der gläsernen Ausleihe wieder. Der als akustisch separierter Kubus in den Lesesaal eingestellte Körper wird von einer dunkelgrau gehaltenen Wandscheibe gerahmt, die ebenfalls zum Gebäude auf Abstand bleibt und vor allem die Lüftungstechnik birgt.

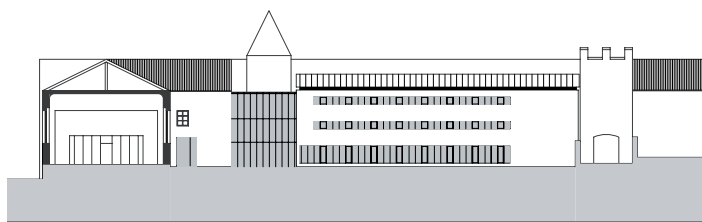
Diese eindeutige Trennung zwischen alter und neuer Substanz bestimmt auch den neuen, lang gestreckten Magazinbau, der sich im rechten Winkel an die Aula anschließt. Die Schnittstellen zum Vorhandenen, Historischen sind klar gefasst: Zur Aula hin bleibt der Neubau durch das gläserne Treppenhaus auf Abstand. Auch zur Stadtmauer, an der entlang das Gebäude verläuft, hält es respektvoll Distanz. Dabei ist der unregelmäßige Steinverbund der Stadtmauer im ganzen Gebäude erlebbar: Im Treppenhaus wie auch in den vier Etagen des Magazins bleibt so der historische und räumliche Bezug des Neubaus unmittelbar ablesbar. Nicht Vereinnahmung kennzeichnet die Integration der Stadtmauer, sondern Respekt – betont durch eine vertikale Raumfuge, die als Luftraum zwischen den offenen Magazinlagen und der Mauer ausgebildet ist und von oben natürlich belichtet wird. Uplights im Treppenhaus betonen zusätzlich den an dieser Stelle aus dem Mauerverbund heraustretenden Stadtturm. Mit der bewussten Reduktion auf drei moderne Baumaterialien – Beton, Stahl und Glas – bekennt sich der Neubau selbstbewusst zur Gegenwart.

**Formal grenzt sich der lang gestreckte Magazinbau deutlich vom sanierten Altbau der Aula ab. Die kühle Glas-Stahl-Konstruktion des Treppenhauses fungiert dabei verbindend und gleichzeitig als Abstandhalter.**

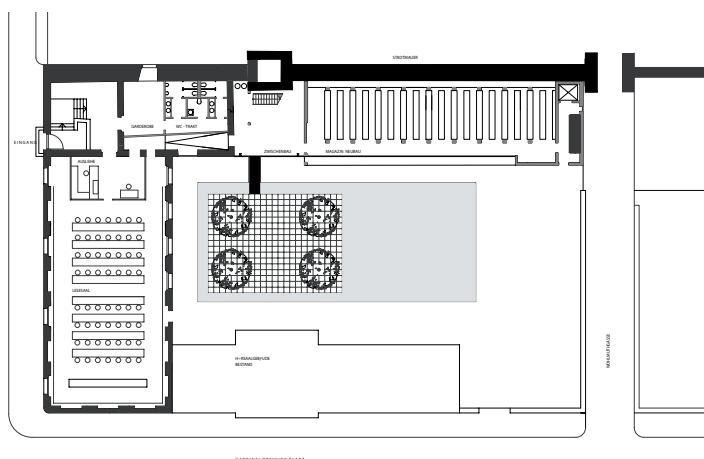




Schnittstelle Treppenhaus: Die alte Stadtmauer wurde in die Gestaltung integriert, aber nicht vereinnahmt. Es bleibt eine Raumbuge zwischen den offenen Magazinetafen und dem Mauerverbund.



Ostansicht mit Querschnitt durch die Aula und EG-Grundriss. Unten im Grundriss die Aula, rechtwinklig dazu der Magazinneubau.





# Gebaute Bescheidenheit

**Die Sanierung und Erweiterung einer bestehenden Klosteranlage ist heutzutage keine alltägliche Bauaufgabe. Entstanden ist ein Ensemble, das Vergangenes als Teil der fortlaufenden Geschichte respektiert und Neues konsequent integriert.**

Mit der Einweihung des neuen Karmels in Wemding, eines Klostergebäudes für den Orden der Karmelitinnen, im Oktober 2000 konnte ein seltenes Ereignis gefeiert werden: Seit Ende des Zweiten Weltkriegs wurden im deutschsprachigen Raum nur wenige Neubauten von Klöstern realisiert. Beim Wemdinger Karmel handelt es sich zwar streng genommen nicht um einen reinen Neubau, bemerkenswert ist aber die Tatsache, dass der Orden in den letzten Jahren zahlreiche Neueintritte zu verzeichnen hatte, so dass nach Erweiterungsmöglichkeiten gesucht wurde. Fündig wurde man im Bistum Eichstätt: Die denkmalgeschützte Anlage des ehemaligen Kapuzinerklosters in Wemding aus dem 17. Jahrhundert stand seit 1990 leer und schien sich hervorragend zur Umnutzung in ein Kloster für die Karmelitinnen zu eignen, deren Orden keine spezifischen Bauvorschriften kennt.

Diözesanbaumeister Karl Frey, mit Sanierung und Erweiterung betraut, sah sich nach eigenen Worten vor die verantwortungsvolle Aufgabe gestellt, „bei allen baulichen Eingriffen die Authentizität und die Identität des Baudenkmals zu wahren sowie die historische Bausubstanz entsprechend den denkmalpflegerischen Anforderungen zu erhalten“.

Der Karmelitinnenorden gehört zu den strengsten Orden der katholischen Kirche. Die Schwestern leben in strikter Abgeschiedenheit, Gebet und Gottesdienst bestimmen den Tageslauf.



**Ohne Sockelzone wächst der Kubus des Neubaus aus dem Boden heraus und öffnet sich in zwei Stufen nach Süden. Große Fensterfronten belichten die Werkstätten im Erdgeschoss, im zurückgesetzten Obergeschoss befinden sich die Gästezimmer.**

## Ein funktionierendes Organisationsmodell

Zu Beginn der Umbaumaßnahmen stand zunächst die Analyse des Vorhandenen. Karl Frey hat diese behutsame Vorgehensweise zu einem Prinzip seines architektonischen Schaffens gemacht. Der respektvolle Umgang mit historischer Bausubstanz mündet bei ihm aber keineswegs in eine historisierende Rekonstruktion, sondern birgt immer die Chance, alte und sichtbar neue Architektur in einen lebendigen Dialog einzubinden.

Schon für die Kapuziner war die Klosteranlage ein gebauter Ausdruck ihrer gelebten Armut. Mit ihrer unspektakulären Architektur, den bescheidenen Abmessungen und der Verwendung einfachster lokaler Materialien orientierte sich die Anlage in ihrem Grundrisschema am Idealplan von St. Gallen (um 820), einem Organisationsmodell, das bis heute nahezu jedem Ordensbau zugrunde liegt. Aufgrund der bescheidenen Ansprüche der Karmelitinnen konnte der alte Klostertrakt aus dem 17. Jahrhundert in seiner strengen und geschlossenen Einheit erhalten bleiben. Im Erdgeschoss des Klausurgebäudes befinden sich die Gemeinschaftsräume, die alle vom Kreuzgang her zugänglich sind. Das Obergeschoss enthält den Kapitelsaal für die Zusammenkünfte der Ordensschwestern, ein Krankenzimmer und die auf ein Minimum an Raum reduzierten Wohnzellen.





Der Zugang zum neu errichteten Pfortengebäude befindet sich vor der Westfassade der Kirche. Die zentrale Halle liegt in der Verlängerung der Kirchenachse und ist auf diese Weise in das historische Raster des Klosterensembles eingebunden.

## Abbild klösterlichen Lebens

Den Baukomplex des Karmel umspannt eine hohe Umfassungsmauer, hinter der zunächst die Kirche mit dem kleinen Dachreiter ins Auge fällt. Erst nach und nach erfasst der Blick die Architektur des neu errichteten Pfortengebäudes, das durch seine Geschlossenheit zunächst wie ein Teil der Klostermauer wirkt. Der breit gelagerte Betonkubus auf fast quadratischem Grundriss weist an drei Seiten nur vereinzelt, kantig in die Fassade hineingeschnittene Fensteröffnungen auf, an der Südseite hingegen flutet das Licht durch große Fensterflächen ungehindert hinein. Kantig und schwer stemmt sich der zweigeschossige Neubau aus dem Boden empor, steht aber hinter den Ausmaßen der umgebenden historischen Gebäude zurück.

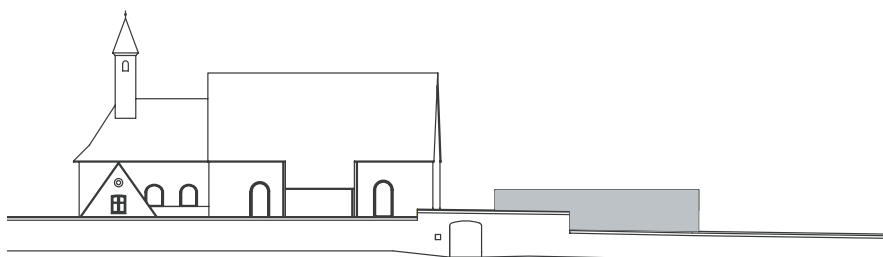
Im Unterschied zur Klausur, die allein den Ordensschwestern vorbehalten ist, beherbergt das Pfortengebäude auch weltliche Bereiche. Hier sind Sprechzimmer, Gästezimmer, Werkstätten und Lagerräume untergebracht.

Die zentrale Eingangshalle, die gleichzeitig als Verkaufsraum für die von den Schwestern hergestellten Arbeiten fungiert, liegt in der Verlängerung der Kirchenachse. Anordnung und Erschließung der Räume um die Halle, sogar ihre Proportion nehmen Bezug auf die Gliederung im Altbau. Eine andere Achse verläuft als Verbindungsgang zwischen Neubau und Klausurbereich und führt den nördlichen Kreuzgang fort. Hier zeigt sich ein wiederkehrendes Prinzip – alles steht mit jedem in Verbindung, ist Teil eines Ganzen und doch eigenständig.

So kompromisslos modern und funktional sich der markante Baukörper auch präsentiert, so konsequent fügt er sich durch formale und inhaltliche Bezüge in die gesamte Klosteranlage ein und verschmilzt mit ihr zu einer Einheit. So sind auch die Geschlossenheit nach außen, zur lauten Straßenseite und die Öffnung nach innen, zum südlich gelegenen Klausurgarten, Teil eines architektonischen Programms – ein gebautes Abbild klösterlichen Lebens.

## Konzentration auf das Wesentliche

Die Kirche als geistliches Zentrum des Klosters erfuhr ebenfalls eine umfassende Restaurierung und Umgestaltung. Klarheit und Konzentration auf das Wesentliche prägen den Innenraum. Archaische Materialien wie Stein, Holz und Metall sowie eine reduzierte Formgebung beziehen sich auf die Wesensmerkmale der Ordensgemeinschaft: kontemplative Andacht und Spiritualität. Alle neuen Einbauten, die im Kircheninneren notwendig wurden, sind daran erkennbar, dass sie respektvollen Abstand von der historischen Hülle halten – die hölzernen Wandverkleidungen im Chor mit eingeschlossen. Konsequenz und sichtbar bleibt das Neue vom Alten getrennt, in der Kirche wie im Kloster.



Nordansicht des Wemdingener Ensembles, rechts der flache Neubau.



Auch den Verkaufsraum beherrscht eine nüchterne Formensprache. Stein, Beton, Glas, Stahl und Holz vermitteln Beständigkeit, während der durch ein Oberlicht einfallende Lichtkegel die Vergänglichkeit des ablaufenden Tages auf den Fußboden projiziert.



Klarheit und Konzentration auf das Wesentliche prägen den Innenraum der sanierten Kirche. Altar und Ambo sind aus geöltem Lavastein gehauen. Das ehemals „feurige“ Material nimmt damit Bezug auf die Schöpfung. Ein Chorgitter trennt den Bereich der Nonnen vom Gemeinderaum.



Von der Südseite abgesehen, durchbrechen nur wenige Fensteröffnungen die ungliederte Fassade des Neubaus. An der Westseite klappt sich ein steinerner Laden vor die Wand – für immer in dieser Position verankert.



Eine reduzierte, nahezu karge Formensprache erschafft, wie hier im Kapitelsaal, Räume von meditativer Klarheit. Die Beschränkung auf wenige, dauerhafte Materialien entspricht den Forderungen des Ordens nach bewusster Askese.

# Kontrastreiche Verbindung

Wie kann es heutzutage aussehen, wenn ein barocker Saal einen neuen Zugang braucht? Diese Frage stellte sich, nachdem das Nutzungskonzept für den Umbau des Orbansaals in Ingolstadt vorlag. Die kühle Glas-Stahl-Konstruktion des neuen Treppenhauses bekennt sich zu ihrer Modernität, ohne den historischen Bestand zu verleugnen.







Der unweit des Ingolstädter Liebfrauenmünsters gelegene Orbanbau ist Teil eines ehemaligen Jesuitenkollegs. 1725 stockte der Orden ein Gebäude aus dem 16. Jahrhundert auf, das der Sammlung des Jesuitenpaters Ferdinand Orban als Museum dienen sollte. Diese Sammlung zählt heute noch zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und gilt als Musterbeispiel für die im 18. Jahrhundert weit verbreiteten Kunst- und Raritätenkammern, in denen eifrige Schatzsucher Bedeutendes und Kurioses aus aller Welt zusammentrugen.

Der lang gestreckte, zweigeschossige Orbanbau öffnet sich auf beiden Längsseiten in Arkaden. An der Westseite sind die Rundbogenöffnungen zu Blendarkaden vermauert. Die Fassadengliederung im Hauptgeschoss übernehmen acht große Fensteröffnungen, die über jedem zweiten Rundbogen angeordnet sind und mit diesem eine vertikale Achse bilden. Als „Bauwerk mit nationaler kultureller Bedeutung“ wird der Orbanbau vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege eingestuft. Mit einer Länge von



**Spannungsvolle Annäherung der Architektur aus zwei verschiedenen Jahrhunderten: Ein filigraner Glaskubus, direkt vor den barocken Baukörper gestellt, übernimmt die Erschließung des Orbanbaus im Obergeschoss. Kühle Sachlichkeit und klare Konstruktion gehen mit der strengen Fassadengliederung des historischen Gebäudes eine harmonische Verbindung ein.**

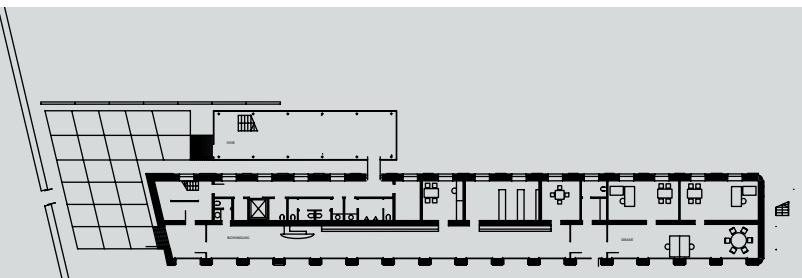
nahezu 40 Metern nimmt er das gesamte Obergeschoss ein. Große Fenster zu beiden Seiten sorgen für lichte Helligkeit. Besondere Aufmerksamkeit verdient die handwerklich und künstlerisch anspruchsvolle Stuckdecke, in deren Spiegel Felder für geplante Stuckreliefs und Deckengemälde eingelassen sind. Aus den erhaltenen Entwürfen ist ersichtlich, dass hier allegorische Darstellungen der Theologie, Astrologie, Wissenschaft und Kunst auf das im Barock so wichtige Bildprogramm vom Mikrokosmos (hier: die Orbansche Sammlung) im Makrokosmos verweisen sollten. Die Aufhebung des Kollegs 1773 markiert für den Orbanbau den Beginn einer wechselvollen Geschichte verschiedenster Nutzungen. Der Einbau einer Theaterbühne im Saal zerstörte einen Teil der reich verzierten Stuckdecke. Zuletzt wurden die Räumlichkeiten von der Universität Eichstätt-Ingolstadt genutzt, standen aber durch den Umzug einer Fakultät erneut zur Disposition.

1993 erhielt das Diözesanbauamt unter der Leitung von Karl Frey zusammen mit dem Architekturbüro Stich den Auftrag, ein neues Nutzungskonzept zu prüfen. Dieses sah vor, im Erdgeschoss eine Buchhandlung und das Büro des Stadtdekanats Ingolstadt unterzubringen. Gleichzeitig sollte in einer Untersuchung geklärt werden, ob eine Sanierung des Orbanbaus durchführbar und wirtschaftlich vertretbar sei.

Ausgehend von den völlig unterschiedlichen Nutzungen der einzelnen Teilbereiche Buchhandlung, Dekanat und Saal entstand der Wunsch, die Funktionsbereiche unabhängig von einander erschließen zu können. Nachdem historische Stadtpläne zu Rate gezogen wurden, stellten die Planer fest, dass der Orbanbau bereits in früheren Jahren mittels eines separaten Zugangs erreichbar gewesen war. Die Lösung lag also auf der Hand: Neben dem historischen Gebäude wurde ein neuer Treppenzugang erstellt. Das filigrane Treppenhaus in einer Stahl-Glas-Konstruktion ist vom bestehenden Gebäude abgesetzt und beeinträchtigt den historischen Baukörper nicht. Die transparente Glashaut lässt die dahinter liegende Fassade durchscheinen, auf der sich je nach Tageslichteinfall ein subtiles Spiel mit Licht und Schatten entfaltet. Die klaren Formen des kubischen Glaskörpers mit der eingestellten Treppe treten mit der ruhigen Symmetrie des Orbanbaus in ein beziehungsreiches Wechselspiel.

Im Saal selbst wurde die Bühne herausgenommen und die Stuckdecke im ursprünglichen Sinn ergänzt; er dient heute als multifunktionaler Ort für verschiedenste Veranstaltungen. Der Buchladen befindet sich nun im südlichen Arkadenbereich, die Räume des Dekanats im nördlichen Bereich. Die Arkadenbögen erhielten eine neue, maßstäblich gegliederte Verglasung, die auf die Symmetrie der im Obergeschoss liegenden, historischen Fenster Bezug nimmt. Nach der Sanierung, in die auch die Außenfassaden mit ihren barocken Verzierungen mit einbezogen wurden, zeigt sich der Orbanbau wieder in neuer alter Pracht.

EG-Grundriss





# Respekt vor Qualitäten

**Karl Frey** wird 1992 Diözesanbaumeister und Universitätsbaumeister in Personalunion. Der 1943 geborene Eichstätter tritt damit die Nachfolge von Karljosef Schattner an, der in seinen 35 Amtsjahren Eichstätt ein ganz eigenes architektonisches Gepräge verlieh. Karl Frey, von 1984 bis 1989 Stadtbaumeister Eichstätts, setzt einerseits die Tradition des respektvollen Umgangs mit der Historie fort, jedoch mit eigenen Konzepten und Schwerpunkten. 1997 erhält er mit seinem Team den bayerischen BDA-Preis für die Teilbereichsbibliothek und den Orbsaal in Ingolstadt. Mit Lehraufträgen an den Fachhochschulen Regensburg und München engagiert sich Karl Frey auch für die Qualifikation des Nachwuchses. Er selbst studierte von 1967 bis 1970 an der FH Nürnberg und von 1974 bis 1977 an der TU München, ergänzt durch ein städtebauliches Aufbaustudium von 1978 bis 1980 an der TU München. 1980 folgt die Ernennung zum Regierungsbaumeister, bis 1984 war Karl Frey als freier Architekt aktiv, um dann in die kommunalen Dienste Eichstätts zu wechseln.



## Eichstätt und mehr

**Karl Frey ist mit seinen 26 Mitarbeitern nicht nur für die kirchlichen Bauten in Eichstätt zuständig, sondern für das gesamte Bistum. Dieses umfasst eine Fläche von 6.000 Quadratkilometern, auf denen sich 15 Dekanate mit 283 Pfarreien versammeln. Das Diözesanbauamt ist zentrale Anlaufstelle bei allen baulichen Aktivitäten, es berät die Pfarrämter, Kirchenstiftungen und kirchlichen Verbände der Diözese, plant selbst oder koordiniert externe Architekten sowie alle Bauteiligten. Ein eigener Bautrup mit Facharbeitern und einem Kirchenmaler widmet sich speziell der Ausführung sensibler Objekte. Da das Diözesanbauamt gleichzeitig als Bauamt der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt fungiert, umfasst der Zuständigkeitsbereich Karl Freys rund 70 Prozent der Bauten im Altstadtkern Eichstätts.**

*Sie sind oberster Architekt für 455 000 Katholiken in der Diözese. Welche Aufgaben stellen sich da?*

Wir übernehmen ein breites Spektrum. Das beginnt bei der Beratung einzelner Pfarreien über anstehende Sanierungen, Erweiterungen oder Neubauten. Wenn wir nicht selbst die Planung übernehmen, ziehen wir externe Architekturbüros hinzu, koordinieren aber die Arbeiten nach wie vor. Ähnlich gestaltet sich unsere Rolle als Universitätsbauamt.

*Welche Aspekte zählen da für Sie?*

An erster Stelle stehen die Bedürfnisse der Nutzer. Dem folgt die Kombination aus Qualität und Wirtschaftlichkeit. Weil wir keinen renditeorientierten Investor als Bauherrn haben, können wir langfristiger denken und optimalere Lösungen anstreben. Das, so denke ich, lässt sich an vielen Details gut erkennen.

*Nun bauen Sie häufig im Bestand und im Denkmal. Wie würden Sie Ihr Verhältnis zur Denkmalpflege beschreiben?*

Wir führen regelmäßig ernsthafte Gespräche und verfolgen dabei durchaus unterschiedliche Auffassungen. Es ist einerseits enorm wichtig, die Kulturlandschaft, zu der die regionale Architektur gehört, in ihrem Wesen zu erhalten. Andererseits kann es keine Denkmalpflege um ihrer selbst Willen geben. Wir verfolgen ja letztlich ein konkretes Ziel, nämlich benutzbare Bauten zu schaffen, die heutigen Ansprüchen gerecht werden.

*Ihre Herangehensweise ist stark städtebaulich geprägt.*

Ja, als Basis dient uns immer eine städtebauliche Analyse, die Beziehungen aufzeigt und uns den Ort als solchen spezifiziert. Das ist ein elementarer Prozess. Erst danach beginnen wir mit der Fixierung der Funktionen und der konkreten Planung des Objekts oder des Umbaus.

*Sie legen Wert auf sichtbare Schnittstellen.*

Stimmt. Dort, wo wir neue Nutzungen anbinden, etwa bei der Umnutzung der Aula am Graben in einen Lesesaal, sind die neuen Elemente als solche klar erkennbar vom Bestand getrennt. Sie biedern sich nicht an, bleiben in gewisser Weise eigenständig, fügen sich aber dennoch harmonisch in den Kontext ein.

*Arbeiten im Bestand erfordert ganz besondere Qualitäten vom Architekten. Auch in Zukunft wird diese Aufgabe große Bedeutung haben. Ist der Nachwuchs dafür vorbereitet?*

Die bewusste Auseinandersetzung mit dem Denkmal kommt in der Ausbildung momentan nur ansatzweise vor. Es findet vor allem in pragmatischer Hinsicht keine Vertiefung statt, die muss sich der junge Architekt später hart erarbeiten. Gerade praktische Erfahrung ist enorm wichtig, um Denkmale angemessen zu erhalten, also weiterhin in der Nutzung zu halten. Der Trend zum akademischen Denkmalschutz neigt dazu, die Authentizität über alles zu stellen, was aber nicht immer Sinn macht. Ohne Erfahrungswerte jedoch lassen sich keine Alternativen aufzeigen.

*Wie würden Sie die Arbeitsweise Ihres Teams charakterisieren?*

Die Baumeister der Vergangenheit haben die Tradition anerkannt und gelebt. Das heißt, sie haben sich an der Maßstäblichkeit der Stadtstruktur orientiert und die wichtigsten Elemente fortgeführt. Wir – und das sollte allgemein gelten – müssen wieder mehr Respekt vor den traditionellen Qualitäten bekommen und diese so definieren, dass sie heute wirken können.

# Alte Schale, neuer Kern

**Gestiegener Verwaltungsaufwand, erhöhter Personal- und Raumbedarf:**  
Für das Rechenzentrum der Diözese Eichstätt stand fest, dass eine Erweiterung seiner Kapazitäten unumgänglich war. Als neues Domizil bot sich das ehemalige Studienseminar St. Richard im Zentrum der Altstadt von Eichstätt an, das zunächst umfassend saniert und für seine neue Nutzung fit gemacht werden musste.



Modernste Technik in alten Mauern: Das neue Rechenzentrum besteht aus einem System von „Raumzellen“, die in die barocke Raumschale eingestellt sind. Im ersten Obergeschoss wurde die historische Gewölbestructur wieder hergestellt. Einbauschränke mit darüber liegender Verglasung trennen die ansonsten offenen Büroeinheiten voneinander.



Die Vorgaben waren klar umrissen: Gestalterische Qualität und Raumstruktur des ehemaligen Seminargebäudes aus dem Frühbarock sind der Maßstab, an dem sich der Umbau orientieren muss. Keine leichte Aufgabe, doch die Lösung überzeugt

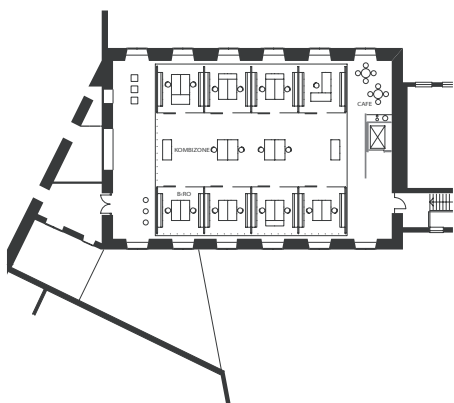
heute Besucher wie Nutzer. Die erforderlichen Technikräume wurden in die bestehende Baustuktur im Erdgeschoss integriert. Im ersten Obergeschoss befinden sich heute offene, durch Raumteiler abgegrenzte Büroeinheiten, während im ehemaligen Festsaal im zweiten Obergeschoss auf einer Grundfläche von knapp 400 Quadratmetern geschlossene Büroräume eingerichtet sind.

Karl Frey, federführender Architekt des Umbaus, erdachte ein System von Raumzellen, die auf einem Doppelboden (zur Erhaltung des historischen Parkettfußbodens) wie auf einem Podest in die historische Raumschale eingestellt sind. Die einzelnen Büroeinheiten stehen frei vor den Raumwänden, ihre Konstruktion besteht aus einem Stahlrahmen. Zu den Außenwänden hin sind die Raumzellen und der Deckenbereich offen, zur Innenzone mittels transparenter Glasflächen und Schiebetüren geschlossen.

Ein Wandregalsystem trennt die einzelnen Arbeitsplätze voneinander. In der „Kombizone“ im Mittelbereich können Besprechungen oder Computerdemonstrationen stattfinden. Unter die bestehende Decke mit einer Raumhöhe von immerhin sieben Metern wurde aus akustischen Gründen eine zweite Decke abgehängt.

Der Umbau von St. Richard zeigt einmal mehr, wie es gelingen kann, moderne, qualitätvolle Architektur in den historischen Bestand einzufügen. Eine Architektur, die das Historische und das Neue sowohl auf Abstand als auch zusammenhält – keine Anbiederung an die Geschichte, sondern ein lebendiger Dialog, in dem es beiden Seiten gelingt, sich in ihrem Ausdruck zu steigern.

Grundriss 2. OG





# Besinnung und Einkehr

Das Wallfahrts- und Diözesanjugendhaus auf dem Habsberg blickt auf eine lange Geschichte zurück. Schon seit mehr als 300 Jahren befindet sich hier eine Wallfahrtsstätte. Um 1680 entstand auf dem Höhenrücken eine kleine Gnadenkapelle, der knapp 100 Jahre später eine große Wallfahrtskirche zur Seite gestellt wurde. Es folgten ein Priesterhaus und im 20. Jahrhundert ein Jugendhaus nebst Gaststätte für die Pilgerreisenden.



Mit der dringend erforderlichen Sanierung des Jugendhauses eröffnete sich für die Diözese Eichstätt als Bauherr und den beauftragten Architekten Karl Frey die Chance, auf dem Habsberg ein modernes, den Bedürfnissen heutiger Zeit entsprechendes Tagungs- und Gästehaus zu errichten. Im Juni 2003 konnte es seiner Bestimmung übergeben werden.

Die dreigeschossigen Neubauten reagieren mit ihrer reduzierten Formensprache gleichermaßen zurückhaltend auf den historischen Bestand wie auch auf die besondere Topografie des Orts. Zusammen mit der barocken Gnadenkapelle umfassen sie nun einen zentralen Eingangshof. Das ursprüngliche Jugendhaus blieb erhalten, ihm wurde ein lichtdurchfluteter, über alle drei Geschosse offen verlaufender Eingangstrakt vorangestellt, der als Verteiler in die verschiedenen Gebäude und Geschosse fungiert.

Ein Gästehaus, der Wallfahrersaal und die Wallfahrts-gaststätte vervollständigen das Gefüge der Neubauten. Die räumlich komplexe Struktur ist in ein spannungsreiches Spiel von offenen und geschlossenen Flächen eingebunden. Durchlaufende Fensterbänder durchschneiden die kubischen Baukörper und ziehen den Blick in die walddreiche Landschaft. In den Innenräumen sorgt die Beschränkung auf wenige Materialien für eine Atmosphäre von Klarheit und Ruhe.



Die Architektursprache beschränkt sich auf ein reduziertes Formenvokabular: Wand und Öffnung, Fläche und Raum. Das neue Diözesanjugendhaus integriert sich unpräzise in den historischen Bestand und gestattet dem Besucher durch klare Ordnungsprinzipien und eine außen wie innen zurückhaltende Formensprache kontemplative Einkehr.

# Geschichte sichtbar machen



In die Verantwortung der Denkmalpflege fällt auch die Bewahrung der historischen, maßstäblichen Stadtstruktur wie hier in der Eichstätter Ostenvorstadt.

Den historischen Zustand einfrieren oder die Zeitläufe sichtbar machen? Zwei Pole, zwischen denen sich die Denkmalpflege stets bewegt, wie die Sanierung zweier Häuser in der Eichstätter Ostenvorstadt zeigt. Im ersten Fall schien die Rückführung in den ursprünglichen Zustand vertretbar, da das stattliche, dreigeschossige Gebäude von 1719 zwar im Lauf der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erfahren hatte, ohne dass dabei jedoch der historische Kern zerstört worden wäre. Fassadenbefunde sicherten die heute wieder erkennbare rosa Kalkfassung mit ocker aufgemalten Lisenen, Querbändern und Fensterfaschen.

Ganz anders bei dem benachbarten Jurahaus, das im Lauf seiner 500-jährigen Geschichte durch zahlreiche Um- und Anbauten zu einem komplexen Konglomerat gewachsen war. Die ursprüngliche Gestalt war stark verändert, aber in Umriss und Maßstäblichkeit erhalten. Bewusst wurde eine neutrale, weiße Fassade gewählt, der Anbau dazu kontrastierend gefasst. Die sachlich-nüchterne Zugangsrampe am rückwärtigen Teil des Hauses stellt das Gebäude in den Kontext des 21. Jahrhunderts.